

FRANTIŠEK PALACKÝ UND DAS DEUTSCH-
TSSCHECHISCHE VERHÄLTNIS AUS DER SICHT DER
TSSCHECHISCHEN GESCHICHTSWISSENSCHAFT
UNSERES JAHRHUNDERTS

Von Friedrich Prinz

„Der Historiker, der blind ist für den Tag, ist auch blind für vergangene Tage.“
(L. Marcuse)

Dieses Wort eines zeitgenössischen Philosophen scheint eine Selbstverständlichkeit auszudrücken, eine Selbstverständlichkeit, die vielleicht in den letzten Jahren allzusehr unter dem Schlagwort „Engagement“ zerredet worden sein mag, die aber dennoch wahr und wirklich ist. Es gibt wohl nur wenige Bereiche, in denen man den engen, vitalen Zusammenhang von jeweiliger Gegenwart und geschichtswissenschaftlicher Perspektive klarer erkennen kann als am deutsch-tschechischen Verhältnis und seinem historiographischen Reflex. Dies ist keineswegs so zu verstehen, als ob Geschichtsschreibung gleichsam vom politischen Geschehen determiniert würde, eine solche Auffassung wäre wahrhaftig grob simplifizierend und würde das Verhältnis von „Wissenschaft und Interesse“ — um ein gängiges einprägsames Schlagwort zu gebrauchen — als ein rasch wechselndes Epiphänomen einer willkürlich angenommenen Aktualität erklären und damit degradieren wollen.

Dennoch: daß ein vitaler, motivierender Zusammenhang zwischen Politik und Geschichte besteht, wird niemand ernstlich leugnen, und gerade die diffizile, katastrophenreiche Realität der deutsch-tschechischen Beziehungen vermag die schwierige Interdependenz von Geschichtsbewußtsein und Politik sichtbar zu machen. Das sei in den nachfolgenden Ausführungen versucht, und zwar exemplarisch und auswahlweise, denn es wäre ein in jeder Beziehung erschöpfendes, ja unmögliches Unterfangen, das Gesamtgebiet einer ungemein fruchtbaren Geschichtswissenschaft hier im Hinblick auf unser Thema voll ausbreiten zu wollen.

Lassen Sie mich zu Beginn ein Wort darüber sagen, welche Rolle Geschichte und Geschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert beim „Wiedererwachen“, dem „obrození“ des tschechischen Volkes, bei seiner neuzeitlichen Selbstfindung und Selbstidentifikation spielten und welchen realen „Stellenwert“ darum Geschichte immer für die Tschechen haben wird, auch und gerade in der Gegenwart, in der die tschechische Nation vielleicht mit ihrer schwersten Identitätskrise konfrontiert ist. Was Geschichte und Geschichtsbewußtsein für das tschechische Volk seit seinem politisch-sozialen Wiederaufstieg im 19. Jahrhundert bedeuten, läßt sich am anschaulichsten an der großen Vaterfigur der Tschechen, an dem überragenden National-

politiker und Historiker *František Palacký* (1798—1876) darlegen, einer Gestalt, an der man die enge, lebendigste Verquickung von politischem Wollen und geschichtlichem Selbstverständnis studieren und analysieren kann. Viele Themen der tschechischen Geschichtsforschung und gerade Themen, die das deutsch-tschechische Verhältnis berühren, sind von diesem Manne erstmals gültig formuliert worden — und, was am erstaunlichsten ist — bis zum heutigen Tage aktuell und für das tschechische Selbstverständnis essentiell geblieben. *Palackýs* Lebensgang veranschaulicht fast exemplarisch die Entwicklung des tschechischen Geisteslebens aus einer wohlwollenden, manchmal begönnenden ständischen und deutschsprachigen romantisierenden Klientelschaft zu einer kraftvollen, ja stürmischen Eigenentfaltung, die zwangsläufig die Aufgliederung der barocken böhmischen Kultureinheit in einen tschechischen und deutschen Kulturkreis nach sich zog, eine Spaltung, die trotz weiterlaufender wechselseitiger Beeinflussung nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Da die Neuentfaltung der tschechischen Geisteskultur im 19. Jahrhundert zugleich ein wesentlicher Teilvorgang der tschechischen Nationswerdung war, zeichnet sich das *tschechische Geistesleben* jener Epoche und darüber hinaus bis zur Gegenwart durch eine besonders enge Verknüpfung mit der Politik und mit allen elementaren Existenzfragen der tschechischen Nation aus, es ist in bemerkenswerter Weise *nationalpädagogisch* geprägt. Dabei war es keineswegs so, wie die tschechische und deutschböhmische Selbstinterpretation ihres jeweiligen „nationalen Erwachens“ wollte, daß sich eine Wiedergeburt von klar abgegrenzten Völkern, von ethnisch geschlossenen Sozialkörpern vollzog, über die lediglich ein paar Jahrhunderte nationaler Lethargie hinweggegangen, Völker, die nun von eifrigen Patrioten einer neuen Blütezeit ihres geschichtlichen Daseins entgegengeführt wurden. Vielmehr handelt es sich bei dieser geistigen und politischen Bewußtwerdung, die auf tschechischer Seite von Jungmann, Palacký, Rieger und ihrem Kreis eingeleitet worden ist, um die nationale, d. h. um die am deutlichsten in Erscheinung tretende Seite einer *Umgliederung des gesamten Sozialkörpers* der böhmischen Länder, um einen gesellschaftlichen Strukturwandel, der in Böhmen — wie allenthalben in West- und Mitteleuropa — das 18. vom 19. Jahrhundert trennt. Diese Umgliederung hatte sich aus dem Übergang von einer ständisch-agrarischen Gesellschaft zu einer sowohl horizontal wie vertikal mobilen, industrialisierenden Massengesellschaft ergeben, wobei die neuen, durch ökonomische Merkmale unterschiedenen Gesellschaftsgruppen, teils im Bunde, teils im Gegensatz zu den Resten der einstmals maßgeblichen ständischen Gesellschaft sich politisch wie geistig eine ideelle Rechtfertigung ihrer Existenz suchen mußten. Eine solche Rechtfertigung lieferte vornehmlich das Geschichtsbewußtsein, womit sich die sozial arrivierenden Gruppen, d. h. das Bürgertum, „ein Erbrecht, eine Ahnen- und Heroengalerie, Geschichtstiefe, Geschichts- und Sendungsbewußtsein“ verschafften (E. Lemberg). Das Geschichtsbewußtsein der aufsteigenden Schichten konnte aber nicht individuell-genealogisch sein, wie das „natürliche“ Geschichtsbewußtsein des Adels, weil dem durch die Wirtschaft aufsteigenden Bürgertum des Industriezeitalters *historisch relevante persönliche Familienerinnerungen* fehlten. Daher konnte nur ein kollektives Geschichtsbewußtsein entstehen, das mit mehr oder weniger Recht an das alte, ständisch-genealogische Geschichtsbewußt-

sein anknüpfte, dieses jedoch mit dem Merkmal der Sprachnation verband. Durch solche Verschmelzung von Geschichte und Sprache entstand für historisch zur Anonymität verurteilte, jedoch wirtschaftlich zu Macht gekommene, breite bürgerliche Schichten eine „nationale Gesamterinnerung“, mit anderen Worten: der *Nationalismus als die historisch motivierte Form* bislang weitgehend geschichtsloser, zur politischen Macht drängender bürgerlicher Klassen. Dieser geistig-gesellschaftliche Vorgang läßt sich gleichsam biographisch am Entwicklungsgang *František Palackýs* ablesen. Seine Begeisterung für das tief in die böhmische Geschichte hinabreichende, genealogisch-historische Selbstbewußtsein des Adels, in dessen Häusern er verkehrte (Sternberg, Clam-Martinic, Thun, Kolowrat etc.) und dessen Genealogien er wissenschaftlich erarbeitete, wurde sehr bald der unmittelbare Impuls für sein großes Geschichtswerk, in dem Palacký — selbst ein Arrivierter aus der individuell geschichtslosen Masse — das altständische genealogische Selbstbewußtsein des Adels mit dem Merkmal der tschechischen Sprachnation verband und letzteres wiederum durch die Verherrlichung des Hussitismus, also durch ein *kollektives Phänomen* — wie er meinte — untermauerte und stärkte. So formte sich aus der alten, ständisch-genealogischen Erinnerung das kollektive historische Bewußtsein für ein — sich allmählich sozial emanzipierendes — *tschechisches Volk*. Die politische Leistung Palackýs ist daher identisch mit seiner nationalpädagogischen: er verpflichtete bürgerliche, aufsteigende Gesellschaftsschichten auf sein Geschichtsbild, sein produktiver Blick in die Vergangenheit hatte futurische Wirkung, er war als Historiker nicht nur rückwärts gerichtet, sondern auch ein nach vorwärts in die Zukunft blickender Prophet, er hatte historische Erinnerungen gänzlich anderer Art für eine sich ständig verbreiternde soziale Schicht annektiert, mit der dieses kollektiv umgemünzte Geschichtsbewußtsein zum allgemeinen Nationalgefühl expandierte. Gerade deshalb konnte die erzwungene politische Windstille des Neoabsolutismus dem In-die-Tiefe-Wachsen des historischen Nationalbewußtseins der Tschechen nichts anhaben, da es mit dem wirtschaftlich bedingten Wachstum der bürgerlichen Schichten zwangsläufig an Gewicht zunahm und seit den 60er Jahren in der jungtschechischen Bewegung dann auch kleinbürgerlich-proletarische Kreise erfaßte. Daraus erklärt sich auch ein anderes: je reicher die „annektierten“ historischen Erinnerungen einer Nation waren, umso berechtigter mußten ihre politischen Gegenwartsforderungen erscheinen, daher der erbitterte, manchmal groteske publizistische Kampf zwischen Tschechen und Sudetendeutschen um die Einreihung großer geschichtlicher Gestalten in *ihre* nationale Ahnengalerie, historische Größe wurde beiderseits zum Rechts- und Herrschaftsanspruch umgemünzt. Gleichzeitig gab Palackýs Interpretation der böhmischen Geschichte (als eines ständigen Kampfes friedlichen Slawentums gegen eine deutsche feudale Überherrschaft und Entfremdung) der sich stetig verbreiternden nationalen bürgerlichen Kulturschicht des tschechischen Volkes eine eindeutige Frontstellung, welche der wirtschaftlichen und soziologisch definierbaren Trennung von Deutschen und Tschechen und dem Aufbau einer eigenen tschechischen Gesellschaftspyramide eine plausible ideologische Begründung und Vertiefung gab. Durch die Wendung gegen den „deutschen Feudalismus“ als ein fremdes Phänomen stärkte Palackýs Geschichtsbild ebenso das nationaltschechische bürgerliche Bewußtsein wie es auch den böhmischen Adel,

soweit er sich mit der tschechischen Nationalbewegung lierte, zu liberalen Bekenntnissen zwang. Gleichzeitig war damit die Transformierung eines sozial begründeten Gegensatzes in einen nationalen bewirkt, der viele politische Energien des aufsteigenden Bürgertums im tschechischen wie im deutschböhmischen Lager vom politischen Kampf des Liberalismus und Demokratismus auf den Nationalitätenkampf umleitete; dies lief auf eine Schwächung der konstitutionellen und demokratischen Kräfte insgesamt hinaus. Soweit der politisch-ideologische Hintergrund. Lassen Sie mich nun an einigen Themen darlegen, wie sich *Palacký's* produktiver, „futurischer“ Blick in die Vergangenheit an einem geschichtlichen Problem aufzeigen läßt, das bis heute im deutsch-tschechischen Verhältnis eine Rolle spielt, nämlich am bereits erwähnten *Feudalismus-Problem*: Palacký nimmt, nach hegelschem Vorbild, auch für die böhmische Geschichte ein Fortschreiten der Zentralisation an, wobei sich Zentralisation und Zivilisation wechselseitig fördern und stützen. Drei Phasen glaubt er dabei feststellen zu können:

1. Die slawische Urverfassung bis auf Kg. Ottokar II. (1253)
2. Den Feudalismus von Ottokar II. bis zu Ferdinand II.
3. Den Absolutismus von Ferdinand II. bis zur Gegenwart.

In romantischer Verkennung der historischen Wirklichkeit bemerkt er in der slawischen Urverfassung die „gänzliche Abwesenheit eines politischen Ständeunterschiedes in Böhmen“ und leugnet demgemäß, daß es damals Privilegien, Immunitäten und Exemtionen gegeben habe. Ähnlich wie die deutsche Rechtsgeschichte seiner Zeit spricht er von „allgemeiner Gleichheit vor dem Gesetz und der gleichen politischen Berechtigung aller Volksklassen“. Gleichzeitig jedoch behauptet Palacký, daß es damals einen Adel gegeben habe, dessen Vorrangstellung er jedoch nur im größeren Landbesitz sieht. Erst durch das Eindringen des deutschen Feudalismus seit Ottokar II., also in der zweiten Phase der Zentralisation, soll sich ein politischer Ständeunterschied gebildet haben, in dessen Gefolge Rechtsungleichheit, Privilegien, Immunitäten entstanden. Die Rechtsungleichheit wird also zum deutschen Import gestempelt, wobei die Art und Weise, in der Palacký von diesem Vorgang spricht, keinen Zweifel darüber läßt, daß er darin ein negatives Moment sieht: „Nach Böhmen und Polen verpflanzt, wo es keine Eroberer und Eroberten gab, mußte dieses System (des Feudalismus) nothwendig den Charakter einer Usurpation aus Egoismus annehmen.“ Ohne es zu bemerken, hat Palacký damit sein eigenes, von Hegel übernommenes Schema des wechselseitig sich bedingenden Fortschritts von Zivilisation und Zentralisation aufgegeben und gegen eine modifizierte Form der „slawischen Legende“ vertauscht, wonach sich in der Geschichte ein deutsches feudalistisches Prinzip und ein slawisches, quasidemokratisches gegenüber treten.

Mit der Behandlung der dritten Zentralisationsphase, in der der Stände-feudalismus vom absolutistischen Königtum überwölbt und abgelöst wurde, kommt Palacký zu einem ihm wesentlichen Punkt: zur künftigen Rolle der Stände. Dabei greift er sehr geschickt auf seine vorige Annahme zurück, daß der Feudalismus deutscher Import sei. So kann er sich in dieser den böhmischen Ständen zuge-dachten Schrift die kühne Feststellung erlauben, daß „feudalen Ständen alle Elemente des

Fortbestandes in unserer Zeit mangeln und immer mangeln werden, daß somit jeder Versuch, sie in alter Form zu erhalten oder ins Leben wieder einzuführen, an der Unmöglichkeit scheitern müsse. Ich spreche aber ausdrücklich von feudalen Ständen“ — so fährt er fort — „nicht von der Aristokratie überhaupt: denn letztere ist ein natürliches Produkt jeder gesellschaftlichen Ordnung, das von jeher überall bestanden hat und auch immer und überall bestehen wird.“ Ohne es expressis verbis zu sagen, legt Palacký hier den böhmischen Ständen nahe, daß eine Abkehr von überholten feudalen Formen zugleich eine Reinigung von einer deutschen institutionellen Überfremdung sei, denn Adel habe es ja auch in der vorfeudalen Epoche gegeben und werde es immer geben. Damit wird gleichsam der böhmischen Aristokratie eine ideologische Brücke gebaut, auf der sie nach einem deutschen „feudalistischen Sündenfall“ wieder in den Schoß der Nation zurückkehren kann. Man sieht, der deutsche Einfluß wird sehr stark auf das Phänomen des Feudalismus reduziert, dementsprechend erscheint dann auch die deutsche Besiedlung der Randgebiete Böhmens durch „Kolonisten“ als eine Begleiterscheinung der feudalen Infiltration, eine folgenschwere Verquickung, bis hin zu dem bösen Wort Masaryks von 1918, die Deutschen seien nur als „Kolonisten und Immigranten“ ins Land gekommen, d. h. als Gäste der Tschechen.

Es ist nun erstaunlich, wie lange dieses von *J. G. Herder* herstammende Bild des friedlichen, quasi urdemokratischen Slawentums, das in einem ständigen Abwehrkampf gegen den kriegerischen deutschen Feudalismus lebte und schließlich unterlag, auch die geschichtswissenschaftliche Diskussion beherrschte. Bis in die 30er Jahre hinein existierte das Problem eines genuin slawischen Feudalismus für die tschechische Historiographie so gut wie gar nicht. Nach einem vereinzelt Vorstoß von *Václav Vaněček* Ende der 30er Jahre wurde die Frage erst von der marxistischen tschechischen Mediävistik der 60er Jahre aufgegriffen und diskutiert, — so lang wirkte hier die nationaldemokratische Konzeption der böhmischen, bzw. tschechischen Geschichte nach, wie sie Palacký 100 Jahre zuvor geprägt hatte.

Ein weiteres Problem der deutsch-tschechischen Nachbarschaft im Mittelalter muß hier kurz angesprochen werden, weil es ebenfalls schon Topos-Charakter besitzt, nämlich die Frage der *Abhängigkeit* bzw. Selbständigkeit Böhmens vom mittelalterlichen Deutschen Reich. Auch dieses zentrale Thema hatte bereits Palacký in seiner seit 1836 erscheinenden „Geschichte Böhmens“ angeschnitten und damit eine Diskussion eröffnet, die im 20. Jahrhundert verständlicherweise an Brisanz für das deutsch-tschechische Verhältnis gewinnen mußte, ging es doch dabei um die Vorformen des Verhältnisses zu Deutschland, mit dem sich die junge tschechoslowakische Republik seit 1918 in den mannigfachsten Formen immer wieder konfrontiert sah. Palacký lehnte eine enge staatsrechtliche d. h. für das Mittelalter lehenrechtliche Bindung Böhmens an das Reich ab und interpretierte die zweifellos vorhandenen Bindungen als rein persönlich-dynastischer Natur, wie sie sich aus der jeweiligen politischen Lage und den daraus resultierenden Heiratsverbindungen zwischen den Přemysliden und deutschen Herrschern ergaben. Nach dem Ende des Alten Reiches im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und dem scheinbaren Zusammenbruch des Deutschen Bundes, dem ja die böhmischen Länder als Bestandteile der Habsburgermonarchie angehörten, in den Wirren der Revolution

von 1848 besaß diese Frage eine weit über das Historische hinausgehende politische Brisanz, implizierte sie doch im Grunde auch die Frage nach dem künftigen Verhältnis von Tschechen und Deutschen. Denn wenn auch der Historiker kein Prophet ist, weist er doch mit seiner Deutung der Vergangenheit schon unwillkürlich selbst in die Zukunft. Noch aktueller erscheint die Frage nach dem staatsrechtlichen Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen im Kontext des berühmten *Absagebriefs Palackýs* vom 11. April 1848 an den Fünzigerausschuß des Frankfurter Vorparlaments, worin er die Einladung ablehnte, als Tscheche an den Beratungen dieses Gremiums teilzunehmen. Die von *Ernst Moritz Arndt* beschworene 1000jährige Verbindung Böhmens mit dem Reich wird auch in diesem Brief als rein feudallyrechtlich abgelehnt und mit der Beendigung aller feudalen Verhältnisse und Bindungen durch die Revolution als gegenstandslos erklärt. Der Zusammenhang zwischen nationalpolitischen Gegenwartszielen und Geschichtsinterpretation ist hier mit Händen zu greifen, und bis in die gegenwärtige geschichtswissenschaftliche und historisch-publizistische Diskussion wird von den Tschechen jeder Versuch, die Verflechtung Böhmens mit dem mittelalterlichen Reich als eng und fest darzustellen, als ein mittelbar politischer Angriff gegen ihre Eigenständigkeit gewertet. Umgekehrt war und ist jede Selbstständigkeitsbestrebung der tschechischen Nation von historischen Analysen begleitet, die den roten Faden echter oder vermeintlicher Eigenständigkeit vor allem gegenüber dem deutschen Nachbarn möglichst weit in das Dunkel der Geschichte hinabverfolgen möchten. Dies beginnt mit *Josef Kalouseks* „böhmischer Staatsrechtstheorie“ von 1870, die ganz im Sinne Palackýs eine kontinuierliche Eigenstaatlichkeit der böhmischen Länder, Böhmen, Mähren und Schlesien, sowohl im mittelalterlichen Deutschen Reich als auch innerhalb der Habsburgermonarchie postulierte. Diese historisch-politische Vorstellung bleibt im großen und ganzen das Credo der kritischen tschechischen Geschichtswissenschaft vor und nach dem Ersten Weltkrieg, bis hin zu *Václav Vaněček*, der nach dem 2. Weltkrieg — psychologisch verständlich, aber wissenschaftlich fragwürdig — die These noch dahingehend vergrößert hat, daß die Beziehungen des Reiches zu Böhmen seit jeher lediglich auf brutaler Unterdrückung beruht hätten. *Jaroslav Goll* und *Václav Novotný* (1912) hatten das Problem verfassungsgeschichtlich dahingehend eingegrenzt, daß es sich nur um eine lehensrechtliche Bindung an das Reich gehandelt habe, während von deutscher Seite *Wilhelm Wegener* noch 1959 meinte, daß der Herrschaftsanspruch des deutschen Königs über Böhmen kein Ausfluß des universalen, allenfalls hegemonialen Kaisertums gewesen sei, sondern Böhmen wie Mähren waren dem Kern des mittelalterlichen Imperiums, dem deutschen Königreich, verbunden. Ohne im einzelnen nun diese Diskussion näher darzulegen, deren politische Relevanz für das deutsch-tschechische Verhältnis auf der Hand liegt, sei doch vermerkt, daß Wegeners Position unhaltbar ist, denn der deutsche König hatte in Böhmen-Mähren weder Königsgut und Königsgut verwaltende Reichsministerialen, noch konnte er, wie in der Reichskirche, in Böhmen Bistümer und große Abteien besetzen (von einem Sonderfall unter Barbarossa abgesehen), noch hielt er, wie es im Reich selbstverständlich war, beim Herrschaftsantritt in Böhmen seinen Herrscherumritt. Königsgut, Kirchenherrschaft und Königsumritt sind aber „essentials“ des deutschen

Königtums; wo sie, wie in Böhmen-Mähren fehlen, kann keine Rede von einer Herrschaft des deutschen Königs sein. Wenn man sich aber vor Augen hält, daß im Investiturstreit die Přemysliden die treuesten Mitstreiter Heinrichs IV. waren und umgekehrt der salische Kaiser viel zur Festigung der přemyslidischen Herrschaft in Böhmen beigetragen hat, dann löst sich m. E. dieses Problem der „Abhängigkeit“ Böhmens vom Reich von selbst in sein reales Substrat auf. Das Zusammengehen von Saliern und Přemysliden, später von Staufern und Přemysliden, war für beide eine wertvolle Hilfe im Kampf um die Festigung ihrer Herrschaft gegen innere Gegner, wie auf tschechischer Seite zuerst mit Recht Zdeněk Fiala 1960/61 festgestellt hat. Nationale Aspekte im modernen Sinne spielten hierbei überhaupt keine Rolle, es ist rein ahistorische Ideologie, sie nachträglich in diese Verhältnisse hineindeuten zu wollen.

Dies gilt auch für das bis heute heiß diskutierte Problem der sog. *Ostkolonisation*, das von tschechischer Seite lange Zeit und nicht ganz zu Unrecht als ein Phänomen der „Überfremdung“ verstanden worden ist. Es braucht nicht näher ausgeführt zu werden, welche Rolle die Ostkolonisation, der Landesausbau des Mittelalters, in der Diskussion um den „deutschen Drang nach dem Osten“ gespielt hat und immer noch spielt; hier geht es wirklich um ein zentrales Problem des deutsch-tschechischen Verhältnisses in Vergangenheit und Gegenwart, wie schon *T. G. Masaryks* oben zitierter Ausspruch vom Dezember 1918 über die Deutschen „als Immigranten und Kolonisten“ beweist. Immigrant und Kolonist — das implizierte die Vorstellung, daß die Deutschen auch nach 700 Jahren in Böhmen kein volles Heimatrecht besitzen können, daß es hier nationale Prioritäten und Prärogative gab, denen sich die 3 1/2 Millionen Deutschen zu beugen hatten. Die Aktualität historischer oder vermeintlich historischer Aussagen im Nationalitätenkampf wird hier unmittelbar sichtbar.

Es würde den Rahmen dieses Vortrages bei weitem sprengen, wenn ich auch nur in groben Umrissen versuchen wollte, die gesamte geschichtswissenschaftliche Fachdiskussion um den Landesausbau in den böhmischen Ländern zu skizzieren. *Karl Richter* hat dies im Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder 1967 ausführlich getan und eben erst (1975) hat in den Vorträgen und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte *František Graus* ein abwägendes Referat über den Forschungsstand aus tschechischer Sicht gegeben. Während von deutscher Seite — man muß schon sagen, bis zum Überdruß — die Pionierleistung der Kolonisation als „Großtat des deutschen Volkes“ in mannigfachen Variationen geschildert worden ist, empfanden die Tschechen diese sich in ihrem eigenen Lande — wie sie meinten — etablierende engere Nachbarschaft schon früh als eine Überfremdung — weniger den Kolonisationsvorgang, Rodung und Landesausbau an sich, als dessen sich später einstellende Folgen. Schon seit dem 13. Jahrhundert finden sich Stimmen, welche die Deutschen als unfreie Eindringlinge bezeichnen, die zunächst dienend ins Land gekommen seien, um sich dann als Herren aufzuspielen und schon im späteren Mittelalter wird deshalb tschechischerseits gefordert, die Deutschen hätten keinen Anspruch auf Gleichstellung im Lande. Einen Höhepunkt dieser Kritik an den Deutschen stellt bekanntlich im 14. Jahrhundert die Chronik des Dalimil dar. Nun wird nach dem heutigen Stande unse-

rer wissenschaftlichen Erkenntnisse niemand leugnen wollen, daß die sog. Ostkolonisation nur ein Teilvorgang innerhalb eines ganz Europa umfassenden Landesausbaus und Kultivierungsvorganges ist, der bereits seit der Karolingerzeit, von Westeuropa ausgehend, begleitet von technischen Innovationen (Räderpflug, Dreifelderwirtschaft etc.), fortschreitend Mitteleuropa und dann, durch deutsche Vermittlung, auch Ostmitteleuropa erfaßte. Es hat m. E. wenig Sinn, darin einen spezifischen „deutschen Drang nach dem Osten“ sehen zu wollen. Ebenso wird niemand ernstlich bestreiten können, daß mit dem deutschen Siedlerrecht und den deutschen Stadtrechten, dem Lübecker, Magdeburger, Nürnberger und Wiener Recht, entwickeltere und objektiv bessere Formen der gesellschaftlich-rechtlichen Organisation nach Böhmen und in die anderen ostmitteleuropäischen Länder kamen. Auch die heutige tschechische Geschichtswissenschaft erkennt dies an, wenn sie auch mit Recht betont, daß in der städtischen Entwicklung bereits vor den deutschen Städtegründungen ein Entwicklungsgrad erreicht war, der überhaupt erst die sinnvolle Übernahme westlicher Verfassungs- und Organisationsformen möglich machte.

Was so lange Zeit solchen objektiven Erkenntnissen über die realen Bedingungen der deutsch-tschechischen Nachbarschaft im Zeitalter der Ostkolonisation im Wege stand — und zwar im allgemeinen Bewußtsein wie in der historiographischen Fachdiskussion —, war ein merkwürdiges, vom modernen Nationalismus genährtes „Blockdenken“, das den gesamten, komplizierten, von vielen regionalen Faktoren bestimmten Vorgang des Landesausbaus in Böhmen als eine planmäßige Konfrontation zwischen Slawen und Deutschen, zwischen tschechischer Nation und deutscher Nation ansah. Davon kann in Wahrheit keine Rede sein. Wie weit sich zum Nutzen einer neuen, ressentimentfreien tschechisch-deutschen Nachbarschaft die wissenschaftlichen Standpunkte angenähert haben, mag eine tschechische Stimme aus dem Jahre 1975 zeigen: „Die Tschechen wurden in tschechischer Sicht zu den eigentlichen ‚Erben‘ des Landes, die deutschen Kolonisten zu Gästen, die von den böhmischen Königen in das Land eingeladen wurden und die sich auch dementsprechend aufführen sollten. In deutscher Sicht wurden dagegen die Tschechen zu einem rückständigen Volk, dem erst die deutschen Bauern ein sicheres Recht und eine fortgeschrittene Technik des Ackerbaues brachten, und immer wieder wurde der Umstand betont, daß die Kolonisten den Boden, auf dem sie sich niederließen, erst urbar gemacht hatten. Sie und ihre Nachkommen seien daher die rechtmäßigen Erben des Bodens, den sie einst im Schweiß ihres Angesichts gerodet hatten. Die Perspektive, unter der die Kolonisation gesehen wurde, war stark nationalistisch, der neuzeitlich-nationale Volksbegriff wurde zum Angelpunkt der Gesamtaufassung, und beide Seiten beriefen sich nach Bedarf entweder auf ihre angeborenen Rechte, die aus dem Naturrecht entspringen (in der Regel die Seite, die sich schwächer fühlte oder zu unterliegen drohte), oder auf ein bestimmtes historisches Recht — immer dann, wenn sie sich in der Übermacht fühlten und die Herrschaft über das ganze Land anstrebten. Die Sicht, unter der die deutsche Ostkolonisation gesehen wurde, war, um es zu wiederholen, völkisch-national im Sinne des 19. Jahrhunderts, d. h. man sah auf beiden Seiten im Geschehen vergangener Zeiten mehr oder minder bewußte Aktionen von Völkern oder Völkerschaften.“

Mit einem Wort: Die deutsche Siedlungsbewegung in den böhmischen Ländern kann weder unter der selbstgefälligen Parole „deutsche Freiheit gegen slawische Unfreiheit“ gesehen werden, noch unter der ahistorischen unsinnigen Parole des „Drangs nach dem Osten“, die objektiven Vorteile, die dem Lande insgesamt aus der vornehmlich, aber nicht allein von Deutschen getragenen Siedlungsbewegung erwachsen, das Mehr an rechtlicher Sicherung, technischer Innovation und städtischer Kultur ist unbestreitbar. Sozialgeschichtliche Forschungsmethoden auf *beiden* Seiten haben hier in den letzten Jahrzehnten viel nationalistischen Schutt und viele ehrwürdige und schädliche Ladenhüter beiseitegeräumt; hier kann man wirklich von einem Nutzen der Geschichtswissenschaft für das allgemeine Bewußtsein beider Völker sprechen.

Ähnliches gilt für die Forschungen über den *Hussitismus*, mit dem sich ja seit jeher die nationaldemokratische Tradition und Selbstinterpretation der Tschechen stark identifiziert hat, eine Selbstidentifikation, die lange den Blick auf die simple Tatsache verstellt hat, daß Jan Hus und die nach ihm benannte Bewegung in allererster Linie ein *religiöses* Phänomen gewesen ist. Man weiß heute, daß es auch deutsche Hussiten gegeben hat, und zwar nicht nur in Böhmen, sondern auch im deutschen Reich, in Franken, Thüringen und Sachsen. Freilich, bei einer solchen nüchternen Analyse des Hussitismus geht ein nationaler Mythos für das tschechische Bewußtsein verloren, ein Mythos, der für das nationale Erwachen der Tschechen im 19. und noch im 20. Jahrhundert eine zentrale Rolle gespielt hat.

Bedeutete der Hussitismus für die Artikulation eines historisch beglaubigten demokratischen Nationalbewußtseins gleichsam ein positives Syndrom, so war die Epoche des „*temno*“, des „Dunkels“, zwischen der Schlacht am Weißen Berge 1620 und dem nationalen Wiedererwachen (*obrození*) am Beginn des 19. Jahrhunderts gewissermaßen ein negatives Syndrom im tschechischen Bewußtsein wie in der tschechischen Historiographie, nämlich ein Symbol für Niederlage, rücksichtslose Germanisation und religiöse Bedrückung durch die Habsburger. Wenn man bedenkt, wie schwer es vor und nach dem Ersten Weltkrieg der Goll-Schüler *Josef Pekař* hatte, von einem sowohl katholischen wie dennoch nationaltschechischen Standpunkt aus, dem Zeitalter des Barock in Böhmen auch nur einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dann wird einem schon an diesem einen Beispiel klar, wie fest die einzelnen Blöcke des politisch-nationalen Selbstverständnisses der Tschechen und des Verständnisses ihrer Beziehungen zum deutschen Nachbarn miteinander verbunden waren: die demokratische tschechische Tradition aus dem Ideengut Herders und Palackýs, die nationaldemokratisch-antiklerikale Tradition aus dem Erbe des Hussitismus und die antihabsburgisch-liberale Tradition aus dem feststehenden Bilde einer nationalen Unterdrückung durch den habsburgisch-deutschen Absolutismus während des „*temno*“. Hier entstand vielfach beim tschechischen Nachbarn eine fast ununterbrochene Bewußtseinkette von der permanenten Unterdrückung durch den großen Nachbarn im Westen, Norden und Süden.

Die nationale, bürgerlich-demokratische Geschichtsschreibung, deren Credo man noch in dem bekannten exiltschechischen Sammelband von *Miloslav Reckciĝl* „The Czechoslovak Contribution to World Culture“ von 1964 findet, hat in der Tat, sieht man von dem mutigen *Josef Pekař* ab, im allgemeinen das Barockzeitalter

Böhmens negativ beurteilt, vornehmlich aus nationalen Gründen: Es war die Zeit der „habsburgischen Fremdherrschaft“, die dem böhmischen Ständestaat allmählich aber sicher den Garaus machte und die sich dann 1620 schlagartig nach der Vernichtung des ständischen Heeres in der Schlacht am Weißen Berge westlich Prag als habsburgischer Absolutismus im Zeichen der siegreichen Gegenreformation durchsetzte. Utraquismus und Reformation, Adelsfreiheit und tschechische literarische Kultur — zuletzt noch durch Humanismus und Renaissance zu bedeutender Höhe gelangt, gingen damals zugrunde, und die internationale, europäische Einheitskultur des Barock überschwemmte nunmehr die böhmischen Länder, brach mit den einheimischen politischen und kulturellen Traditionen, öffnete gleichzeitig Tür und Tor einem verstärkten deutschen Einfluß und versenkte das tschechische Volk gleichsam in einen Tiefschlaf aller seiner Lebenskräfte, aus dem es erst im 19. Jahrhundert wieder erwachte. Weltgültiges Symbol einer nunmehr durch Habsburg unterdrückten und ausgerotteten humanistischen Kultur war *Ján Amos Komenský*, der letzte Bischof der mährischen Brüdergemeinde, Humanist und Begründer der modernen Pädagogik, der als Emigrant nach langen Irrfahrten in den freien Niederlanden ein Asyl gefunden hatte. Hier böhmische Freiheit und tschechischer Humanismus — dort habsburgische Unterdrückung, Entnationalisierung, gewaltsame Rekatholisierung — so ungefähr könnte man, grob vereinfacht, das Bild des „temno“ skizzieren — das bis heute im tschechischen National- und Geschichtsbewußtsein für das 17. und 18. Jahrhundert der böhmischen Länder bestimmend geblieben ist. Stimmt dieses Bild?

Ja und nein, jedenfalls verlief die wirkliche Entwicklung wesentlich differenzierter und dafür weniger schroff dialektisch, antithetisch, als es die „temno“-Ideologie darstellt.

Zweifellos hat der habsburgische Absolutismus, stark geworden durch die Doppelherrschaft im Reich und in den spanischen Erbländern sowie durch die Abwehrfunktion gegen das mächtige Osmanenreich im Südosten, auch in den böhmischen Ländern ein Programm durchzusetzen vermocht, das der Absolutismus überall in Europa — als die damals „fortschrittlichste“ Staatsform — zu verwirklichen trachtete: Staatlichen Zentralismus, Zurückdrängung der adeligen Ständeherrschaft, einheitliches Wirtschafts- und Münzsystem, Aufbau eines nur von Beamten getragenen Verwaltungsapparates und eines stehenden, königstreuen Heeres. Überall in Europa, wo sich der Adel aufgrund seiner alten Freiheitsrechte und Privilegien diesen absolutistischen Zielen entgegenstellte, kam es zu schweren Kämpfen, die den jeweiligen Staat bis in seine Grundfesten erschütterten; insofern sind die großen Frondeaufstände der französischen Aristokratie gegen die absolutistische Politik Richelieus und Mazarins typologisch genau dasselbe wie die böhmischen Adelsaufstände gegen Habsburg, die in der Schlacht am Weißen Berge 1620 ihr Ende fanden. Auch das Moment des konfessionellen Widerstandes ist ihnen gemeinsam. Nur England erlebte bekanntlich eine gegenläufige Entwicklung, dort siegten die sozial nach unten erweiterten adeligen Stände über den Absolutismus: an der Wiege des modernen Parlamentarismus stand die siegreiche britische Adelspartei, die das Königtum gebändigt hatte.

Unter diesem sowohl strukturgeschichtlichen wie gesamteuropäischen Aspekt ge-

sehen, löst sich zwar das behauptete „Dunkel“ über den böhmischen Ländern nicht in reines Wohlgefallen auf, der Absolutismus hat im Zuge der Gegenreformation bekanntlich überall hart und oft erbarmungslos durchgegriffen — man denke an das Schicksal der Hugenotten! —, aber die absolutistischen habsburgischen Unifizierungstendenzen verlieren doch weitgehend jenen antitschechischen und prodeutschen Charakter, den sie in einem im Grunde ahistorischen, ja anachronistischen nationaltschechischen Kontext zwangsläufig haben mußten. Neuere tschechische Forschungen über die tschechische Predigtliteratur des Barockzeitalters — ich nenne hier beispielsweise die Forschungen von *Antonín Škarka* über den tschechischen Jesuiten *Fridrich Bridel* (1968 erschienen) — haben das Ihre dazu beigetragen, die traumatische Bedeutung der temno-Ideologie für das tschechische Bewußtsein allmählich zu beseitigen. Zahlreiche neuere archivalisch reich belegte Untersuchungen über böhmische Bauernaufstände und damit zusammenhängend über die reformistische Bauernpolitik des Absolutismus hellen nunmehr von der Seite der Sozialgeschichte das düstere Bild des „temno“ auf und beseitigen damit zugleich für diese Epoche das schwere Odium einer permanenten germanisierenden Unterdrückung der Tschechen durch ein habsburgisch-deutsches Establishment. Auch hier beginnt eine kritische tschechische Geschichtswissenschaft schwere Traumata aufzulösen und zu heilen.

In ein gewisses Dilemma geriet die tschechische Historiographie der letzten Jahrzehnte, vor allem soweit sie prononciert marxistisch war, bei dem nächsten zentralen Thema der böhmischen Geschichte und des tschechisch-deutschen Zusammenlebens, nämlich bei der *Revolution von 1848*. Das heile Bild einer revolutionären demokratischen Nation, wie es noch 1931 *František Roubík* und andere zeichnen konnten, ist inzwischen durch sorgfältige Spezialstudien fragwürdig geworden. Wie weit die bitterböse Kritik von Karl Marx an den konterrevolutionären Tschechen dazu beigetragen haben mag, bleibe dahingestellt, auf jeden Fall zeigt sich heute, daß die Deutschen aus den böhmischen Ländern, ebenso wie die Wiener und Niederösterreicher, als die Hauptvertreter der industrialisierten Landesteile Österreichs im allgemeinen wesentlich liberaler, demokratischer, ja radikaler waren als die Hauptvertreter der tschechischen Politik, ja, daß letztere sogar in der kritischen Phase der Revolution um nationaler Vorteile willen ins konservative Lager überschwenkten. Mit anderen Worten: das Klischee von der generell demokratischen revolutionären tschechischen Nation und ihrem Widerstand gegen die habsburgisch-deutsche Reaktion war gerade in diesem Falle so falsch, wie nur irgend möglich, und zahlreiche tschechische Monographien der letzten Jahrzehnte haben hier trotz ihrer ideologisch eindeutigen Vorbelastung einen grundsätzlichen Wandel in der Auffassung angebahnt. In der Tat gingen die politisch-ideologischen Fronten trotz des Nationalismus quer durch Tschechen und Deutsche, und in wesentlichen Punkten gibt es heute Übereinstimmung in der Gewichtung, Bewertung und generellen Einordnung der böhmischen Revolution von 1848 bei Tschechen und Deutschen.

Es entbehrt nicht einer gewissen historischen Ironie, daß gerade durch marxistische tschechische Spezialuntersuchungen über die Anfänge der Arbeiterbewegung in den böhmischen Ländern das immer noch lebendige nationaldemokratische Klischee von nur erobernden und nur unterdrückenden Deutschen am nachhaltigsten

in Frage gestellt, ja, zerstört worden ist. Da in den deutschen Randgebieten — sieht man von der Prager und Ostrauer Industrieregion ab — infolge des hohen Industrialisierungsgrades (1907 waren in den deutschen Gebieten fast 44 % der Berufstätigen in der Industrie tätig) die Arbeiterbewegung seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts ihren Ausgang und einen stürmischen Aufschwung genommen hatte, war die Erforschung der gesamtböhmischen Arbeiterbewegung überhaupt nur möglich, wenn man den führenden Anteil der Deutschen herausstellte, der sowohl organisatorischer wie ideologischer Natur war. Damit blieb allerdings die nationale Frage, das alte Problem des Verhältnisses zwischen Tschechen und Deutschen, nicht ausgeklammert, es entwickelte bekanntlich bis zur Gründung der Ersten ČSR und auch noch während ihres Bestehens innerhalb der sozialistischen Parteigruppierungen eine enorme Sprengkraft. Entscheidend war vielmehr, daß das deutsch-tschechische Verhältnis nun nicht mehr einfach im traditionellen Rahmen nationalen Blockdenkens gesehen und wissenschaftlich behandelt werden konnte. Tschechen und Deutsche im — wenn ich mich so ausdrücken darf — „sozialistischen Sektor der Gesamtgesellschaft“ der Donaumonarchie und der Ersten Republik mußten sich jetzt gleichermaßen befragen lassen, ob und inwiefern sie sich im Zeichen einer grundsätzlich internationalistischen Ideologie vom Nationalismus als bislang allgemeingültigem Credo emanzipiert hatten oder nicht. Gerade die neueren Arbeiten von *Jiří Kořalka* und *Zdeněk Šolle* über die Arbeiterbewegung — Kořalka schrieb z. B. die Geschichte der Arbeiterbewegung in Reichenberg, Šolle schilderte die ideologische Entwicklung der tschechischen Sozialisten innerhalb der österreichischen Gesamtpartei unter Viktor Adler — brachten die starken Gemeinsamkeiten beider Völker auf diesem Felde eindeutig zutage, wohingegen die 1963 auf deutscher Seite geschriebene Arbeit von *Hans Mommsen* m. E. noch stärker die nationalistische Hypothek der tschechischen Sozialdemokratie herausstellt. Immerhin, daß in diesem Sektor der nationale Antagonismus nicht mehr der Hauptaspekt wissenschaftlicher Analyse ist, bedeutete einen großen Fortschritt. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß in manchen tschechischen Arbeiten vom Klassenstandpunkt aus eine Art Schizophrenie gegenüber den Deutschen feststellbar ist, eine verschiedentlich krampfhaftete Unterscheidung in gute Deutsche — Marx, Engels, Lasalle und die Arbeiter — und in schlechte Deutsche außerhalb dieses Sektors, wodurch der alte nationalistische Antagonismus in den neuen Bezugsrahmen des Klassenkampfes zumindest teilweise transponiert worden ist, eine Lösung, die alles andere als befriedigend sein kann.

Mit der Gründung der Ersten Tschechoslowakei im Jahre 1918/19 erhielt das deutsch-tschechische Verhältnis sowohl in der politischen Realität wie in der historiographischen Betrachtung eine neue Qualität. Es trat, stärker als dies zuvor der Fall gewesen, eine Spaltung einesteiis in das staatlich-politische Verhältnis zur Weimarer und zur österreichischen Republik ein und andererseits in das brennende Problem der Beziehung zu den Sudetendeutschen, die sich nun als eine plötzlich entstandene politische Schicksalsgemeinschaft einem völlig neuen Staatswesen gegenüberübersahen. Der offiziellen tschechoslowakischen Terminologie, die von „unseren Deutschen“ (*naše Němci*) sprach, stand das durch die Märzereignisse des Jahres 1919 sich rasch bildende und antagonistisch konzipierte sudetendeutsche Sonder-

bewußtsein gegenüber. Dem entsprach auf tschechischer Seite ein Geschichtsbewußtsein, in dem die Deutschen der böhmischen Länder bestenfalls als ein Randphänomen, schlechterenfalls als „Sand im Getriebe“ einer autogenen tschechoslowakischen Staatsentwicklung auftauchten, eine Auffassung, die sehr repräsentativ in dem Jubiläumswerk von *Jan Malypetr*, *František Soukup* und *Jan Kapras* von 1936 über die „Idee des tschechoslowakischen Staates“ zutage tritt. In der 1937 erschienenen deutschen Version dieses Werkes wurde zwar dem Problem „unserer Deutschen“ einiger Raum gewidmet, doch kam diesem nachträglichen Bemühen eher eine peinlich wirkende Alibifunktion zu; es war kaum mehr als staatsideologische „Kosmetik“, kein grundsätzlicher Wandel der Staatsauffassung. Die in jeder Hinsicht in die Defensive gedrängten Sudetendeutschen bemühten sich ihrerseits — von Ausnahmen abgesehen — vornehmlich um den Nachweis deutscher Leistungsanteile am Aufbau der Kultur der böhmischen Länder und der Slowakei — wovon hier jedoch nicht weiter zu sprechen ist.

Erwähnt werden muß aber eine historisch-publizistische Arbeit aus dem Kreise um *Th. G. Masaryk*, die gleichsam ein sachliches Fazit der bisherigen tschechisch-deutschen Beziehungen zog. Der Verfasser, *Emanuel Rádl*, ein einsamer Rufer in der Wüstenei des Nationalitätenkampfes, Philosophieprofessor an der tschechischen Karls-Universität in Prag, suchte 1928 eine Lösung des nationalen Gegensatzes, indem er einen Weg von der Staatsvergottung weg zu einer humanitären Funktion menschlicher Gemeinschaften wies, für deren Erfüllung auch der Staat nur Mittel zum höheren Zweck sein könne. Was Emanuel Rádl 1928 schrieb, ist zum Großteil heute noch gültig, es stellt einen noblen, mit leidenschaftlicher Wahrheitsliebe vorgebrachten Appell dar, einen Ausweg aus der Sackgasse nationaler Konfrontation zu finden. Die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs verhinderte, daß ausgleichende Stellungnahmen dieser Art sich im öffentlichen Bewußtsein auszuwirken vermochten; die Vertreibung der Deutschen im Jahre 1945 und die kommunistische Machtübernahme von 1948 haben dem Problem des deutsch-tschechischen Verhältnisses mit einem Male ganz andere Dimensionen gegeben, vor allem fiel die Dimension des Sudetendeutschtums als Faktor der Innenpolitik fast völlig weg. Dennoch — Deutsche und Tschechen bleiben nach wie vor Nachbarn, heute wie morgen. Deshalb sei an den Schluß dieser Darlegungen exemplarhaft ein Büchlein gestellt, das 1968, während des Prager Frühlings, als Gemeinschaftsarbeit junger tschechischer Historiker unter der Leitung des damals noch in Prag wirkenden Mediävisten *František Graus* erschien und eine erstaunliche Selbstbesinnung der tschechischen Historiker im Zeichen eines — leider nur vermeintlichen — neuen Anfangs darstellt. Das Bändchen enthält 8 Essays zur böhmischen Geschichte und trägt den sprechenden Titel „„Naše živá i mrtvá minulost“ — Unsere lebendige und tote Vergangenheit. Obwohl vom deutsch-tschechischen Verhältnis im engeren Sinne nur selten die Rede ist, geht es doch immer wieder um diesen zentralen Punkt. Etwa, wenn der übersteigerte Wertbegriff der „Nation“ — bislang ein unbestrittenes Credo der tschechischen Historiographie — grundsätzlich in Frage gestellt wird, wenn immer wieder gefordert wird, die böhmische Geschichte aus der Isolierung (und damit antideutschen Konzeption) herauszunehmen und in den Gesamtzusammenhang der europäischen Kulturentwicklung zu stellen. Da ist von „Entmythologisierung“

der böhmischen Geschichte die Rede, wobei u. a. der nationale, von Herder über František Palacký ins allgemeine Bewußtsein gedrungene Mythos gemeint ist, die alten Slawen seien gute Wilde gewesen, die vom westlichen, sprich deutschen Feudalismus unterdrückt worden seien. Das mittelalterliche Böhmen erscheint dagegen in dieser neuen Konzeption bis zum 11. Jahrhundert durch die deutsche Mission bestimmt und zwar als „empfangendes Land“. Das hat im Kontext der europäischen Entwicklung nichts Degradierendes, denn auch Deutschland hat vom Westen und Süden in fränkischer Zeit vieles empfangen. Beim Thema Hussitismus kommt mit Recht die stark motivierende religiöse Komponente zu Wort, die über dem nationalen und sozialökonomischen Aspekt allzulange übersehen worden ist. Die Epoche nach dem „Weißen Berge“ wird zutreffend in den schon erwähnten Gesamtzusammenhang des europäischen Widerstands der Stände gegen den Frühabsolutismus gestellt, womit von selbst der Aspekt der gewaltsamen „Germanisation“ als fragwürdig oder zumindest als sekundär erscheint. Viele Themen, die schon in den vorausgegangenen Darlegungen gleichsam „leitmotivisch“ verfolgt wurden, erfahren in diesem schmalen Bändchen eine erstaunliche Weiterführung, ja, man ist versucht, von einem Durchbruch der tschechischen Geschichtswissenschaft ins Europäische zu sprechen. Damit wird auch der allzusehr strapazierte Begriff des deutsch-tschechischen Gegensatzes im echt hegelschen Sinne „aufgehoben“, d. h. beseitigt, als Teilmoment bewahrt und zugleich in umfassendere, nämlich europäische Zusammenhänge emporgehoben.

Bemerkenswert an diesem Büchlein, das ein Brückenschlag tschechischer Historiker des Prager Frühlings war, ein Brückenschlag, der von den Pionieren der Warschauer Pakttruppen am 21. August 1968 vorläufig wieder zunnichte gemacht worden ist, — bemerkenswert bleibt vor allem der Wandel der Aspekte.

Alle acht Historiker dieser kleinen, 209 Seiten umfassenden Publikation begannen in den 50er Jahren als sozusagen lupenreine, dogmatisch-marxistische Wissenschaftler; und das aus voller Überzeugung, wie man hinzufügen muß. Es ist ein wahrhaft faszinierendes Phänomen, wie die jahrzehntelange intensive Beschäftigung mit den originalen Quellen, mit der spröden, durch ideologische Leitlinien kaum zu bändigenden historischen Wirklichkeit diese jungen Historiker gleichsam wider Willen und wider feste ideologische Absicht zu einer ständigen Revision ihrer dogmatischen Ausgangspunkte und zu einer wachsenden, asymptomatischen Annäherung an die historische Wahrheit gewissermaßen zwang. Hier erwies sich die intensive Beschäftigung, das Eindringen in die Geschichte als eine kritische, entdogmatisierende Kraft, es kam zu einem permanenten „geistigen Revisionismus in Richtung Wahrheit“, ja man könnte mit Kant von wahrer Aufklärung sprechen, nämlich vom „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“.

Damit sind wir am Ende bei Nietzsches großem Thema „vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. Sprechen wir an dieser Stelle getrost nur vom Nutzen.

Es wird oft darüber gelächelt, daß die Geschichtswissenschaft auch eine ihrer Aufgaben darin sieht, wenigstens ex post vergangenen Zeiten und Geschlechtern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ist dies eine nutzlose Spielerei, ein Hobby für Leute mit schwachen Nerven, ein Opiat, um die Wirklichkeit ertragen zu kön-

nen? Ich glaube nein! Einer Person, einer Gruppe, Partei oder Nation im ruhigen Rückblick Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie in ihrer Situation zu verstehen, kann traumatische Barrieren abbauen helfen, Traumata, Wunden im Bewußtsein von Personen, Gesellschaften, Minderheiten heilen, die sich unter Umständen zu kollektiven Krankheiten und Gruppenaggressionen verdichten und damit zu einer Gefahr für die gesamte Gesellschaft werden können, nämlich dann, wenn sie nicht rechtzeitig erkannt, nüchtern überdacht und damit rational aufgelöst werden. Wenn die Geschichtswissenschaft in diesem Sinne hilft, kollektive Traumata und damit potentielle Aggressionen abzubauen, leistet sie auch einen wichtigen Beitrag zur Gegenwartsbewältigung.